



Geschichten und Fundstücke von der innerdeutschen Grenze

Foto: Alex Koch

Ein Projekt der Evangelischen Erwachsenenbildung Freiburg
und des Evangelischen Montessori-Schulhauses Freiburg

Freiburg, Juli 2018

Impressum

Herausgeber

Evangelische Erwachsenenbildung (EEB) Freiburg
Ernst-Lange-Haus / Evangelisches Forum
Habsburgerstraße 2
79104 Freiburg
Tel. 0761 / 7086342

Kooperationspartner

Evangelisches Montessori-Schulhaus Freiburg (EMS)
Merzhauserstraße 136
79100 Freiburg

Redaktion

Annegret Trübenbach-Klie
Angelina Siefert
Tobias Löffelad

Schülergruppe 9. Klasse

Jan Büttner

Tobias Kleß

Luise Klie

Nikolas Morel-Fourrier

Paula Sumser

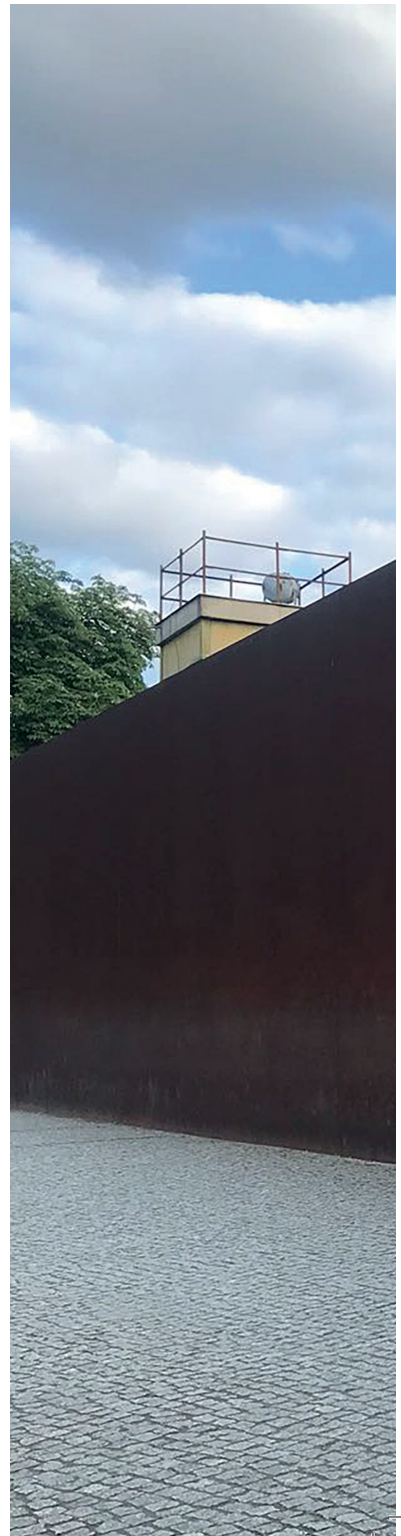
Mit freundlicher Unterstützung bei der Gestaltung

Stefan Saumer

qu-int.com, Freiburg

Druck

Burger-Druck, Waldkirch



Inhalt

Geschichten und Fundstücke von der innerdeutschen Grenze

Vorworte aus verschiedenen Perspektiven

4

Geschichten von der innerdeutschen Grenze

Mein Wunsch war es, einmal die Alpen zu sehen	9
In der Untersuchungshaftanstalt der Staatssicherheit	10
Kirchliche Partnergemeinden nach der Teilung Deutschlands	12
Ach du meine Güte, das hatten wir nicht bedacht	12
Fahnenappell	14
Das Leben hinter der Mauer	16
DDR-Mark	17
Eine innerdeutsche Reise	20
Heinrich Heine und die Grenze	23
Zwischen 1984 und 1989 – Kann eine Grenze auch verbinden?	25
60 Jahre Begegnungen	27
Die geschmuggelten Liedblätter	28
Teeservice im Gepäck	29
Zu nah an der Mauer – umringt von Grenzbeamten	30
Aufwachsen im ‚Fulda Gap‘	31
Die süße Verführung des Kapitalismus	33
Meine Reise ins weiße Land	35
Tante Berta wohnte im Osten	38
Diesmal sind wir abgebogen	41

Fundstücke aus der DDR

44

Wenn ich von meinen Erfahrungen zur Grenzöffnung der DDR erzählte, dann hörte ich immer wieder von den Geschichten der anderen. Gerade in der Generation der heute 50- bis 60-Jährigen sind diese Geschichten lebendig.

Ich wollte sie hörbar machen. Sie aufs Podium bringen.

Als Referentin der Erwachsenenbildung ist es mir möglich, eine solche Veranstaltung zu planen. Dass es nun mit Schülerinnen und Schülern einer neunten Klasse zu einem Projekt kam, ist der Offenheit der Verantwortlichen des Evangelischen Montessori-Schulhauses Freiburg geschuldet. Die Idee dort anzufragen, kam daher, dass ich von meinen eigenen Kindern weiß, wie schwierig es ist, den Stoff der DDR-Zeit, Schülerinnen und Schülern näherzubringen. Durch Geschichten von Zeitzeugen wird er aber anders erlebbar – er wird verstehbar.

Für die jungen Menschen von heute ist diese Grenze nicht mehr existent und kaum vorstellbar. Welches Glück – dann ist Ost und West doch endlich zusammen.



In einer Geschichte, die hier niedergeschrieben ist, schreibt die Autorin: „Umso mehr, freue ich mich darüber, hier meine ganz persönliche Geschichte beitragen zu können. Vielleicht ein kleiner Puzzlestein, um aus der Mauer endgültig eine Brücke werden zu lassen.“ Mögen die folgenden Beiträge in diesem Sinne so verstanden sein.

In dieser Broschüre sind die Ergebnisse des Projektes der Evangelischen Erwachsenenbildung Freiburg und der neunten Klasse des Evangelischen Montessori-Schulhauses zusammengeführt.

Geschichten und Geschichte, Fundstücke und ihre Bedeutung und das, was die Beteiligten dabei erfahren haben.

Annegret Trübenbach-Klie
*Bildungsreferentin der Evangelischen
 Erwachsenenbildung Freiburg*

„Geschichte macht nicht klug für ein andermal, sondern weise für immer. Ohne Kenntnis der Vergangenheit indes können Gegenwart und Zukunft nicht verstanden werden.“

Jacob Burkhardt (1818 – 1897)

Grenzen aller Art begegnen uns in unserem Alltag: geographische, kulturelle, körperliche, geistige, räumliche, moralische und viele mehr. Grenzen aller Art glänzen durch ihre Abwesenheit – im positiven und negativen Sinne. Die Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und des Schengenraumes ist für viele selbstverständlicher Bestandteil unseres Europas. Deutschland ein Land, ungeteilt und vereint ebenfalls. In unserer heutigen politischen Debatte hat das Thema „Grenzen“ erneut Konjunktur erfahren, wird kontrovers und intensiv diskutiert. Besonders für die kommenden Generationen wird dieses Thema im Kontext der wachsenden Ungleichheit in nationalen, europäischen und globalen Kontexten ein ständiger Wegbegleiter.

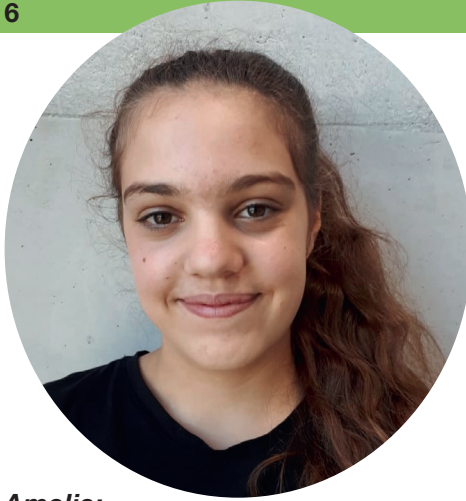


Foto: Christoph Eberle

Durch unser gemeinschaftliches Projekt werden unsere Schülerinnen und Schüler (und auch wir) auf ganz unterschiedliche und individuelle Weise mit dem Thema Grenzen konfrontiert. Wir sammeln aus historischen Kontexten unterschiedliche Erfahrungen aus multiplen Perspektiven, übertragen diese auf die heutige Zeit und diskutieren sie gemeinsam. Insofern kann Jacob Burkhardt ergänzt werden: Geschichte und ihr Verständnis macht nicht nur weise für immer, sondern befähigt neben der Teilhabe am aktuellen Zeitgeschehen zur aktiven Gestaltung der Zukunft. Durch die Handlungsorientierung dieses Projektes ist dies eines der zentralen Anliegen unserer gemeinsamen Arbeit.

Tobias Löffelad

*Lehrer für Gemeinschaftskunde,
Geschichte und Sport*



Amelie:

„Besonders interessant war für mich, dass man bei der Einreise in die DDR für jeden Tag 25 DDR-Mark eintauschen musste, aber dieses Geld auf Grund des geringen Angebotes und der niedrigen Preise kaum ausgeben konnte.“

Sara & Paula:

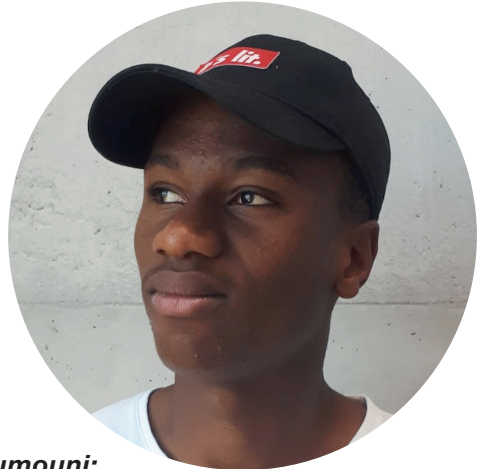
„Ich fand es sehr interessant die Geschichten der Zeitzeugen zu hören, zu erfahren wie sie diese Zeit erlebt haben und mit welchen Gefühlen sie diese verbinden.“

Tara:

„Besonders interessant fand ich, dass Deutschland wie zwei Länder durch eine fast unüberwindbare Mauer getrennt war und man sich bis zum Schluss kaum vorstellen konnte, dass dies sich je ändern würde.“

Phillip:

„Am besten waren die Geschichten/ Erlebnisse der Kindheit, des Mauerfalls und wie die Zeitzeugen ihre Gefühle dazu mit unserer Klasse geteilt haben.“



Moumouni:

„Vor allem die unterschiedlichen Lebensumstände sowie Essensgewohnheiten, z.B. Salat mit Zucker, haben mich sowohl erschrocken als auch interessiert.“





Lea-Sophie:

„Am meisten interessiert haben mich die fiesen Verhörmethoden der Stasi, sowie die Geschichten gefangener DDR-Bürger.“

Viki:

„Ich habe viele verschiedene Arten von Grenzerfahrungen kennengelernt und viel Neues über die innerdeutsche Grenze erfahren.“

Jan:

„Am interessantesten waren für mich die verschiedenen Sichtweisen in Bezug auf die DDR und die Tatsache, dass es im Westen eine viel größere Produktvielfalt als im Osten gab.“



Luise:

„Ich fand es sehr interessant, dass man in die Jugendweihe gehen musste, weil man sonst kein Recht auf die Erweiterte Oberschule (Gymnasium) und erst recht auf ein Studium hatte.“

Für mich als Junglehrerin, die im Unterricht selbst noch nie den Themenkomplex des geteilten Deutschlands im Fach Geschichte unterrichtet hatte, war es eine ganz besondere Chance in diesem Projekt mitwirken zu können.

Ich bin selbst erst zwei Jahre nach dem Mauerfall geboren und in Südbaden aufgewachsen, wo von einer Teilung Deutschlands wenig zu spüren war. Insofern kann ich mich mit den Jugendlichen meiner Klasse gut identifizieren, die zu Beginn des Projektes noch wenig Vorstellungen zur innerdeutschen Grenze hatten. Und für die, obwohl es sich hierbei um allerjüngste Geschichte handelt, eine Grenze, zeitlich als auch geographisch, so unglaublich weit weg wirkte. Umso wertvoller war die Möglichkeit von unterschiedlichsten Menschen persönliche Geschichten, ganz im Sinne der durch die Geschichtsdidaktik geforderte Multiperspektivität von Quellen, zum Thema hören zu dürfen und dabei mitzufühlen.

Mir ist noch einmal bewusst geworden – und hier kann ich sicherlich auch im Namen meiner Schüler*innen sprechen – welches Privileg es war und ist in einem demokratischen Europa aufzuwachsen und dass es eben auch in unserer Verantwortung liegt, dieses zu bewahren. Im Sinne Ciceros „historia magistra vitae“, der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens, muss es die Aufgabe der neuen Generation sein, dafür zu sorgen, dass ein Unrechtsstaat, wie es die DDR gewesen ist, kein weiteres Mal existieren wird. Ich denke dieses Bewusstsein konnten sich die Schüler*innen durch das Projekt, in dem sie sich fächerübergreifend und handlungsorientiert „Grenzerfahrungen“ angenähert hatten, erreichen.



Foto: Christoph Eberle

Angelina Siefert

Lehrerin für Geschichte, Deutsch
und Evangelische Religion

Mein Wunsch war es, einmal die Alpen zu sehen

Ich bin in der DDR aufgewachsen, habe meine Kindheit in einer kleinen Stadt im Süden Ostdeutschlands erlebt, nahe der tschechischen Grenze. Die Alpen im anderen Teil Deutschlands waren unerreichbar. In der DDR gab es keine Hochgebirge, ich träumte als Jugendliche davon auf einem hohen Berg zu stehen.

Die Grundschule und Oberschule besuchte ich bis zur achten Klasse in meiner Heimatstadt, anschließend konnte ich dann das Gymnasium in der Kreisstadt fortsetzen. Das war ein großes Glück, denn als Kind einer kirchengebundenen Familie war das nicht selbstverständlich. Ich war zwar Mitglied der Pionier- und Jugendorganisationen der DDR gewesen, aber hatte mich für die Konfirmation und nicht für die Jugendweihe entschieden. Das war in der DDR ein Ausschlusskriterium, um vom Staat gefördert zu werden und studieren zu können. Nach dem Abitur erhielt ich keine Möglichkeit zu studieren. Ich absolvierte eine Ausbildung zur Religionspädagogin, ein in der DDR nicht anerkannter Beruf. Ab 1989 arbeitete ich in einer Kirchengemeinde.

Ich war davon überzeugt, die DDR verändern zu können und setzte



Foto: David Groschwitz

mich in einer Friedensgruppe dafür ein. Wir boykottierten die Wahl und gaben ungültige Stimmen ab, als dann aber dennoch sehr hohe Prozente für die herrschende Partei herauskamen, wollten wir das nicht glauben. Wir protestierten.

Am 4. November 1989 wurde zu einer großen Demonstration nach Ost Berlin aufgerufen. Es machten sich viele Menschen auf den Weg, um dabei zu sein. So auch wir mit unserer Friedensgruppe. Wir malten Plakate und kamen bei Freunden in einer Wohnung in Berlin unter. Blumen hatten wir gekauft, um sie an die Polizisten, die Demonstration bewachen sollten, zu verschenken. Wir hatten auch Angst, denn es machte sich das Gerücht breit, dass das Militär und

die Kampf-Truppen nach Berlin einberufen worden wären. Als der Morgen des 4. November gekommen war, gingen wir auf die Straße. Viele, viele Menschen waren mit selbst gemalten Plakaten unterwegs. Wir liefen in einem großen Zug durch Ost Berlin Mitte. Die Grenze sahen wir immer wieder: Stacheldraht und gut gesichert. Sie war unüberwindbar. Die Straßenschluchten gaben Blicke frei: Menschen die friedlich protestierten, viele Menschen ... und dahinter die Grenzzäune. Wir überreichten den ängstlichen Polizisten Blumen. Wir wussten, dass sie einen Befehl erhalten könnten, auf uns zu schießen ... auf ihre Familien und Freunde. Es blieb aber ruhig und friedlich, denn die Mächtigen dieser Welt hatten sich dafür eingesetzt, dass nicht geschossen wurde, allen voran Michael Gorbatschow, das sowjetische Staatsoberhaupt.

Am 9. November 1989 wurde die Mauer in Berlin geöffnet. Menschen tanzten. Ich hatte nicht wirklich daran geglaubt. Ein halbes Jahr später reiste ich in die Alpen nach Italien. Es war ein unbeschreibliches Erlebnis.

Annegret Trübenbach-Klie,
geboren 1966 in Annaberg-Buchholz,
lebt seit 1991 in Freiburg, Bildungs-
referentin der Evangelischen
Erwachsenenbildung in Freiburg

In der Untersuchungs- haftanstalt der Staatssicherheit „Roter Ochse“ in Halle, März 1969

Nach 49 Tagen Einzelhaft bekam ich den Mithäftling Werner Höfer in die Zelle 54. Dieser war ein gesprächiger Zeitgenosse und zum ersten Mal nach langer Zeit konnte ich mal wieder über „normale“ Dinge sprechen, konnte lachen und mich austauschen. Vor allem konnte mir Werner Höfer auch das Knast-Morsen beibringen. Das bedeutete mit den Knöcheln an die Zellenwand schlagen und mit dem Häftling in der Nachbarzelle somit Kontakt aufnehmen. Das war relativ einfach: 1x für A, 13x für O und 26x für Z – die Zahlen mit ganzer Faust. So entspann sich vor allem abends eine regelrechte Kommunikation.

Eines Tages kam in die Nachbarzelle Klaus, ein Chemieingenieur, der mich klopfend fragte, ob ich Schach spielen könne. Und als ich das bejahte, erklärte er mir, wie man auf einem Stück Toilettenpapier – davon bekam man drei Stück täglich – und mit angekohlten Streichhölzern – auch hier drei inklusive Zigaretten – sich ein Koordinatensystem von 64 Feldern aufzeichnen könne. Man kann es sich vorstellen, es war eine unglaublich lange Prozedur. Leichter war es dann aus Brotresten und Mauerstücken 32 Figuren herzustellen.

Danach spielten wir klopfend tagelang Fernschach, während Werner Höfer, weil es ja verboten war, immer ein Ohr an der Zellentür wegen der Wachleute hatte.

Es war ein Triumph für uns, da wir etwas Illegales taten und zudem uns noch intellektuell aktiv hielten. Etwa zehn Tage ging das gut, bis Klaus plötzlich in eine andere Zelle verlegt wurde.

Hartwig Kluge, 1947 in Halle an der Saale, lebt seit 1970 mit kurzer Unterbrechung in Freiburg

Quelle: Online verfügbar unter <https://www.ddr-zeitzeuge.de/ddr-zeitzeugen-recherche-ren/ddr-zeitzeuge/hartwig-kluge-513.html>, zugriff am 18.06.2018.

*Zur Person: **Hartwig Kluge** (geb. 1947 in Halle/Saale) wuchs in einem bürgerlichen Elternhaus in Mücheln auf und machte dort 1966 Abitur. Eine Ausbildung an einer staatlichen Universität blieb ihm verwehrt, so dass er sich zu einem Kirchenrecht-Studium an der kirchlichen Hochschule in Naumburg entschloss. Als Student beteiligte er sich an einer Flugblattaktion gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei im August 1968 und geriet so ins Visier des Staatssicherheitsdienstes. Im Januar 1969 missglückte sein Fluchtversuch über die ungarisch-jugoslawische Grenze. Er wurde verhaftet und wegen „Republikflucht“ zu einer Haftstrafe von einem Jahr und sechs Monaten verurteilt. Im Rahmen des Häftlingsfreikaufs gelangte er im Dezember 1969 in die Bundesrepublik.*



Foto: Günter Hammer

Kirchliche Partnergemeinden nach der Teilung Deutschlands

Auch zu DDR-Zeiten war es von der aus DDR möglich, im Rahmen kirchlicher Partnergemeinden Verbindungen Ost-West zu pflegen. Die Kirchengemeinden aus Westdeutschland wollten die Ostdeutschen Gemeinden unterstützen. Es wurden Partnergemeinden gegründet. In der Regel fanden Besuche in Ostdeutschland statt. Die evangelische Kirchengemeinde aus Belm bei Osnabrück (BRD) war mit der Kirchengemeinde Elterlein im Erzgebirge (DDR) in solch einer kirchlichen Partnerschaft verbunden. Persönliche Beziehungen entstanden durch Adressenaustausch unter den Beteiligten, die meistens per Post gepflegt wurden. So haben Ursula und Dieter aus Belm die gleichaltrigen Ursula und Reiner aus Elterlein als Partner gewählt und ihre Adressen ausgetauscht. Die erste Begegnung war 1974. „Wir hatten auch gleichaltrige Kinder und sind heute noch beste Freunde nach bald 45 Jahren.“



Ach du meine Güte, das hatten wir nicht bedacht

Durch zähe Verhandlungen der Bundesrepublik wurden Reiseerleichterungen in den Siebziger Jahren in Bezug auf Verwandte zweiten Grades für Reisen aus der DDR in die BRD erreicht. Diese Chance wollten wir für Ursula nutzen, denn Reiner konnte nicht weg, er führte einen Betrieb. Ein schriftlicher Antrag bei der Behörde „Pass und Meldewesen“ war nötig. Mit Mut hatten wir den Antrag mit allen persönlichen Daten gestellt, um die Freunde in Belm besuchen zu können.

Eines Tages erhielt ich (Ursula Trübenbach) einen Anruf von der Polizei – wenn diese Leute etwas wollten, bekam man einen Riesenschreck – ich hatte ja auch kein ganz reines Gewissen, denn wir hatten keine Verwandten zweiten Grades und hatten bei der Antragstellung etwas gelogen.

Eine Stimme ertönte – die Polizei meldete sich immer mit Teilnehmer, also ohne Namen – und fragte mich wegen des Reiseantrages: „Die Familiennamen der Cousins stimmen doch nicht überein?!“ Die Stimme klang nicht fragend sondern anklagend. „Ach du meine Güte“, dachte ich, „das hatten wir nicht bedacht“. In meiner Angst dichtete ich meinem Vater, der 1945 in russischer Gefangenschaft umgekommen war, eine



uneheliche Tochter an. Ich glaube, die Stimme am Telefon hat gemerkt, dass es eine Notlüge war, hat aber trotzdem die Reise nach Westdeutschland genehmigt. Ich war nach dem Telefonat ganz schön verdattert, was hatte ich da meinem Vater angedichtet? Er würde es mir schon verzeihen, dachte ich. Heute lachen wir oft darüber: Ursula und Ursula fühlen sich immer noch sehr verbunden.

Durch die Reisegenehmigung war ein Besuch in Belm möglich, Ich werde diese Zugfahrt nie vergessen, eine Fahrt in eine andere Welt, denn nach dem Krieg hatte sich Westdeutschland völlig anders entwickelt, es war ein Fahrt in eine Welt, die mir vorenthalten war, eine Welt, die so unerreichbar schien. Diese Welt stand für die Möglichkeit sich frei zu entwickeln, diese

Welt stand für Meinungsfreiheit und für die freie Entwicklung von Waren und Produkten. In Ostdeutschland waren wir Zeuge von Reparationsleistungen an die Sowjetunion, Brücken wurden zum Beispiel abgebaut und der Stahl abtransportiert. Nach dem Besuch fuhr ich zurück in meine Heimat ins Erzgebirge, zu meiner Familie, in eine kleinere aber doch auch reiche Welt. Familie und Heimat standen über all dem Unerreichbaren.

Ursula und Reiner Trübenbach, geboren 1938 im Erzgebirge und leben heute noch dort. Sie besuchen in regelmäßigen Abständen die Familie ihrer Tochter in Freiburg.

Fahnenappell

Die Welt ist aus den Fugen, nichts ist mehr wie vorher. Der kalte Krieg zeigt sein schmutziges Gesicht. Die deutsche Teilung ist durch die Schandmauer besiegelt.

Heute, am 3. September, beginnt für mich ein neuer Lebensabschnitt. Ich muss in eine neue Schule im „Arbeiter und Bauernstaat“. Bis zum Mauerbau am 13. August 1961 gingen meine Schwester und ich, obwohl wir in Ostberlin wohnen, in eine evangelische Schule in Westberlin. Wir fuhren jeden Morgen mit der S-Bahn 45 Minuten hinüber über die Grenze und nach der Schule wieder zurück. Ich entsinne mich an eine bizarre Situation während einer solchen Fahrt. Ich war 12 Jahre. Unvermittelt hielt der Zug im Bahnhof Warschauer Brücke. Volkspolizisten, genannt Vopos, betraten die Waggons, alle Fahrgäste mussten aussteigen. Ich ging zu einer Volkspolizistin und bat sie: „Kann ich bitte weiterfahren, ich muss zur Schule“. Sie inspizierte meine Schultasche nickte. Als Einzige stieg ich wieder ein und fuhr mutterseelenallein über die Grenze nach Neukölln. All das ist vorbei und heute habe ich feuchte Hände und Magenknurren, weil ich nicht weiß, was mich erwartet. „Du musst nach außen immer stark sein“ hat mein Vater mir heute Morgen mit auf den Weg gegeben.

Es ist 7:30 Uhr, alle 800 Schüler sind in Hufeisenform auf dem Schulhof angetreten. Ich muss als Einzige nach vorne und mich neben den Direktor stellen. Er begrüßt die Schüler mit einem forschenden „Seid bereit, immer bereit, Freundschaft!“ Gleichzeitig wird die DDR-Fahne am Mast gehisst. Der Direktor schiebt mich nach vorne „Wir haben hier eine neue Schülerin, sie ist von ihren Eltern auf einen falschen Weg gebracht worden und ich rufe euch alle auf, ihr zu helfen, den richtigen sozialistischen Weg zu finden. Nehmt sie nett und kameradschaftlich auf!“ Ich stehe da, lächle freundlich und weiß in diesem Moment, dass meine Eltern alles richtig gemacht haben. Es macht mich stolz anders zu sein und so werde ich bleiben.

In der Klasse ist in der letzten Bank noch ein Platz frei. Mein Tischnachbar ist ein großer vier Jahre älterer einfältiger Junge. Auf die Frage warum er immer noch in der 8. Klasse ist folgt die Antwort prompt, „Hier bleibt keiner sitzen, so wie beim Klassenfeind“.

In der ersten Geschichtsstunde stehen alle Schüler auf, der Lehrer ruft Jahreszahlen in die Klasse und wer sie beantworten kann, darf sich setzen. „Was war 1818, oder 1844 und 1847 in Brüssel?“ Da ich jahrelang beim sogenannten Klassenfeind zur Schule ging, kenne ich keine der aufgerufenen Zahlen.



hauses, so konnte ich immer mit dem Rad fahren und brauchte nicht die S-Bahn zu nehmen. Am Sonnabend dem 11.11.1961 sollte ich ein Gedicht von Anna Seghers aufsagen. Da wir zu Hause bei jeder Gelegenheit Gedichte und Balladen vortragen mussten, konnte ich das gut. Mein Vortrag war einwandfrei, ich bekam die beste Note und wurde auch noch vor der Klasse gelobt. Diese Situation ist mir unvergessen, da dies mein letzter Tag in dieser Schule sein sollte. Denn mit ihm sollte sich mein Leben völlig ändern ...

Der Geschichtsunterricht in den beiden deutschen Staaten war so fundamental anders, dass es so gut wie keine Übereinstimmung gab. Nach der dritten Stunde habe ich mir schließlich auch eine Zahl gemerkt und darf mich danach setzen. Ich weiß sie noch heute. In den anderen Fächern habe ich keine Probleme, nur Russisch muss ich nachholen. Unbekannt war für mich der „Polytechnische Unterricht“. Der Sinn dieser Maßnahme war, uns Jugendliche mit dem Berufsleben vertraut zu machen. Einmal in der Woche gingen wir Schüler in verschiedene volkseigene Betriebe. Ich war in einem Elektromechanischen Betrieb beschäftigt. Die Kollegen waren nett und ich habe viel gelernt. Die neue Schule war in der Nähe des Eltern-

Ulrike Wiehler, geb.1947 in Leipzig, kam nach Freiburg zum Studium von 1968 – 73 und lebt seit 2004 wieder hier

Das Leben hinter der Mauer

Ich bin in der BRD geboren und aufgewachsen. Die Schwester meiner Mutter und ihre Familie, viele Freundinnen und Bekannte lebten in der DDR. So fuhren wir jedes Jahr, meist im Sommer, nach Berlin-Köpenick, Halle und Leipzig.

Der Gang über die Grenze war für mich einerseits vertraut, andererseits hatte ich großen Respekt vor den „Grenzen“. Meine Mutter ermahnte mich jedes Mal „keinen Piep“ zu sagen, was mir sehr schwerfiel. Wir wurden entweder im Zug, hinter Bebra kontrolliert oder am Übergang Friedrichstraße in Berlin. Meine Mutter schmuggelte sowohl auf der Hinfahrt Dinge in die DDR, die sich die Verwandten wünschten, als auch auf der Rückfahrt „Kulturgut“ aus der



DDR hinaus. Sie hatte in Berlin ein Ostgeldkonto, das ihre Schwester für sie verwaltete. Das Konto hatte sie behalten, als sie in den Fünfziger Jahren von Leipzig aus über die grüne Grenze ging. So durften wir Kinder in der DDR so viel Geld ausgeben, wie wir wollten. Nur wofür? Bücher, Schallplatten, manchmal auch Klamotten. Meine Mutter führte einmal sogar ein Cello für meinen Bruder aus, obwohl sie ohne Cello eingereist war. Sie konnte mit Pokerface bei den Kontrollen alles Mögliche behaupten, während ich fast vor Angst verging. Einmal wurde sie aus dem Zug, in dem wir saßen, zum Verhör mitgenommen. Wir mussten beide aussteigen und ich – zum Zeitpunkt etwa elf Jahre – wartete auf dem Bahnsteig auf sie. Es dauerte ewig und ich überlegte, was ich wohl allein, ohne Geld, mitten

in der Pampa machen würde, wenn sie nicht zurückkäme. Aber sie kam immer wieder, lachte anschließend und freute sich, dass sie es wieder geschafft hatte! Später fuhr ich auch allein rüber. Vor allem um meine Cousine zu besuchen, für die ich wie eine Schwester fühlte.

Seit Herbst 1984 wohnte ich in Schwäbisch Gmünd, in der Nähe von Mutlangen, wo die amerikanischen Pershings stationiert waren. Als ich 1985 zweimal kurz hintereinander in die DDR fuhr, wurde die Staatssicherheit auf mich aufmerksam. Mein Onkel, der in Berlin als Ingenieur arbeitete, wurde geladen, mit dem Befehl mich für die Stasi anzuwerben. Ich solle für sie in Mutlangen das Terrain sondieren. Er redete sich heraus, dass er zu mir kaum Kontakt habe, da ich ja zur Verwandtschaft seiner Frau gehöre. Mein Onkel und meine Tante beschworen mich daraufhin die nächsten Jahre nicht mehr in die DDR einzureisen, da meine und ihre Sicherheit nicht mehr gewährleistet sei. Ich fuhr erst nach der Wende wieder nach Ostberlin.

Diemut Mandra, geb. 1964 in Wiesbaden, wohnt seit 2005 in der Freiburger Gegend im Markgräflerland

DDR-Mark

Über meinen Vater hatten wir einige verwandtschaftliche Beziehungen in der damaligen DDR.

Erst in den Siebziger Jahren wurde das Reisen durch einen innerdeutschen Verkehrsvertrag dank der ostdeutschen Entspannungspolitik der sozialdemokratischen Regierung unter Willy Brandt erst so richtig möglich. Alles was man brauchte war eine Einladung von Verwandten oder von Freunden und bekam dann in der Regel für die gewünschte Zeit ein Visum. Am Tag der Einreise, oder spätestens am Tag danach musste man sich dann bei der Kreisvolkspolizei melden und man musste spätestens am letzten Tag des Visums wieder ausreisen. Wir hatten freundschaftliche Beziehungen in Meißen, Dresden, in Greifswald und in der Nähe von Ostberlin (was in der DDR nur Berlin hieß, da Berlin die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik war).

Als ich volljährig wurde und einen VW-Käfer hatte, nutzte ich seit Mitte der Siebziger Jahre die Möglichkeit, mit dem eigenen Auto oder auch mit dem Zug regelmäßig in die DDR zu fahren. Der Grenzübertritt mit dem Zug oder dem Auto war immer mit einem mulmigen Gefühl verbunden. Man war sich nicht sicher, welche Fragen gestellt wurden, wie intensiv man durchsucht wurde, ob es möglicherweise ein Grund oder einen

vorgeschobenen Grund gab, einem die Einreise zu verweigern. Dieses mulmige Gefühl hatte man ebenso bei der Rückreise, weil einen immer eine Restunsicherheit beschlich, ob man doch aus irgendwelchen fadenscheinigen Gründen festgehalten wurde. Die Grenzbeamten der DDR waren in der Regel recht humorlos und führten ihren Dienst sehr bürokratisch, gewissenhaft und zum Teil übereifrig aus. Die schlimmste und ungewöhnlichste Erfahrung, die ich an der Grenze machen musste, hing mit einer gleichaltrigen Verwandten zusammen, die mich damals beim Besuch einer Tante in Greifswald begleitete.

Die Hinfahrt verlief vollkommen problemlos, auch die Tage an der Ostsee waren mit einem Besuch der Inseln Rügen, Hüttensee und Usedom unbeschwert gewesen. Nur der Grenzübergang auf der Rückreise hatte es in sich. Bei den Besuchen war man gezwungen, einen sogenannten Zwangsumtausch vorzunehmen, das heißt, man musste für jeden Tag 25 D-Mark gegen 25 DDR-Mark umtauschen. Dieses Geld konnte man angesichts der geringen Lebenshaltungskosten in der DDR kaum ausgeben, da man in der Regel auch von Verwandten verköstigt und auch eingeladen wurde. Auch wenn man die Verwandten einmal zum Essen eingeladen hatte, einen Theaterbesuch oder eine Tankfüllung bezahlt hatte, gab es immer noch Restwährungsmittel, die man nicht verausgabt hatte. Ich ließ logischerweise das Restgeld immer bei



meinen Verwandten, da ich mit dem Geld in der Bundesrepublik Deutschland nichts anzufangen wusste und zudem weil ich wusste, dass man, nach DDR-Recht, dieses Geld auch nicht wieder in den Westen transferieren durfte.

Die Verwandte, die mich begleitete, hatte dies noch nicht verinnerlicht und hatte jedenfalls noch 35 DDR-Mark in ihrem Portemonnaie. An der Grenze wurden wir gefragt, ob wir etwas aus der DDR ausführen würden, was auch DDR-Mark mit einschloss.

Da erinnerte sich meine Cousine an ihre noch nicht verbrauchte Währung und machte den Fehler, dass sie wörtlich sagte: „Ich habe noch Ostmark bei mir“.

Schon der Begriff Ost-Mark war aus DDR-Sicht eine Provokation, da die Währung DDR-Mark hieß.

Ich wusste, dass jetzt nicht ganz einfache Minuten und Stunden auf uns zukamen.

Zunächst einmal wurde unser Gepäck aufs Schärfste durchsucht.

Danach hatte ich das Vergnügen, alle vier Räder abzumontieren und wieder dranzumachen, da man vermutete, dass wir möglicherweise in den Rädern noch irgendwas mit rüber schmuggeln wollten.

Nachdem diese Arbeit getan war, kam das zweite Problem. Was machen wir jetzt mit den DDR-Mark und hier kam ein zweiter Fehler meiner Verwandten dazu. Da sie wusste, dass wir es nicht nach Westdeutschland transferieren durften, bot sie es dem Grenzbeamten an. Er meinte, das wäre ja unglaublich, das wäre Beamtenbestechung und ich sah uns schon für längere Zeit im Gefängnis wegen Beamtenbestechung. Aber nach einigen Diskussionen und Erklärungen, belehrte er uns schärfsten, solche Dinge künftig zu unterlassen, dass er in diesem Fall auf eine Anzeige verzichten wolle und diesen Vorgang auch nicht seinem Vorgesetzten weitermelden würde. Die Farbe kehrte wieder in unsere Gesichter zurück und wir waren sehr dankbar, dass die Situation nicht weiter eskalierte.

Wir sind dann so verblieben, dass wir zunächst einmal das Auto stehen lassen mussten, zu einem hinter uns liegenden Kiosk gehen sollten, um dort

die 35 DDR-Mark zu verbrauchen. In solchen Kiosken gab es in der Regel DDR-Zigaretten, DDR-Schokolade und DDR-Bonbons. Da wir Nichtraucher waren, es sehr heiß war und wir befürchtet haben, dass Schokolade uns im Auto schmilzt, entschieden wir uns für Bonbons. Da die Bonbons sehr sehr günstig waren, haben wir dann drei große Säcke voller Bonbons für die 35 DDR-Mark bekommen, haben sie dann ins Auto getragen und konnten nach einiger zeitlicher Verzögerung die Fahrt fortsetzen. Davor wurde noch die Geige meiner Cousine kontrolliert, geschüttelt und geguckt, ob dort ein doppelter Boden drin ist. Wir haben schon befürchtet, dass die Geige, die einigen Wert hatte jetzt möglicherweise auch bei der Untersuchung beschädigt werden würde. Aber dieser Kelch ging Gott sei Dank an uns vorüber. Einerseits erleichtert, aber um eine Erfahrung mehr, die man sein Leben lang nicht vergisst, fuhren wir heimwärts.

Grenzübertritte waren mit kleineren oder größeren Überraschungen verbunden, manchmal auch mit Situationskomik, manchmal nerven- und zeitaufreibend, aber die geschilderte Situation war doch sehr außergewöhnlich und hat jeden Rahmen gesprengt.

Es hat mich aber nicht entmutigt, weiter regelmäßig in die DDR zu fahren, den Kontakt zu meinen Verwandten zu halten und über meine Verwandten auch deren Freundeskreis weiter kennenzulernen. Das Leben in der

DDR war anders als bei uns in der Bunderepublik, es war tiefergehend und der Zusammenhalt war größer. Es hing auch damit zusammen, dass man sich als Schicksalsgemeinschaft verstanden hat, dass es materiell fast allen gleich ging. Das Geld reichte für die Miete und die Grundnahrungsmittel und andere Güter (Jeans, Bananen und viele andere Dinge, die bei uns im Westen selbstverständlich waren) konnten nur über D-Mark und andere Devisen in den so genannten InterShops oder über Forumschecks gekauft werden.

Auf Autos musste man lange warten und die Modelle waren sehr überschaubar. Die Zeit dieser Besuche in der DDR möchte ich nicht missen und sie haben mein Leben geprägt und bereichert. Auf die Unannehmlichkeiten an der Grenze und das Öffnen von Briefen und das Abhören von Telefonen hätte man zwar gut und gerne verzichten können, aber unsere Besuche vom Westen in den Osten, sie waren unverzichtbar für die Menschen in der DDR und durch die Kontakte und durch den „Wandel durch Annäherung“ dann ist auch die Mauer und der Stahldraht durch die friedliche Revolution 1989 überwunden worden.

Ulrich von Kirchbach, geb. 1956, seit 2002 Bürgermeister für Kultur, Jugend und Soziales und Integration Freiburgs im Breisgau.

Eine innerdeutsche Reise

In den Herbstferien 1984, dem Orwell-Jahr, wollten wir drei Oberstufener, Rainer, Kommi – ausgerechnet, was für ein Spitzname – und ich, Rainers Verwandte in Thüringen besuchen und den realexistierenden Sozialismus noch besser kennen lernen. Die zurückliegende Klassenfahrt nach Prag hatte uns ja gezeigt, dass man mit harter West-Währung im Ostblock gut durchkam und viel Spaß haben konnte.

Ich kann hier nicht die gesamte Reise wiedergeben, werde mich also auf einige für uns sehr beeindruckende beziehungsweise amüsante Erlebnisse beschränken:

Los ging es in Denzlingen mit einem postgelben Golf 1, den Kofferraum gefüllt mit Präsenten für die Verwandtschaft, die es im Osten einfach nicht gab: Bohnenkaffee, Nylon-Strümpfe, Bananen oder Orangen, um nur einige Selbstverständlichkeiten des Westens zu nennen. Bis zur Grenze verlief die Fahrt in bester Stimmung und ohne besondere Vorkommnisse. Im Angesicht der innerdeutschen Grenze wurde uns dann beim Anblick des meterhohen Stacheldrahtzauns, der Wachtürme, dem Todesstreifen und den Volksarmisten mit ihren Maschinenpistolen doch plötzlich mulmig zumute. Zu recht! Nachdem man uns erst einmal eine Stunde warten ließ – viel Betrieb



war nun wirklich nicht- wurden wir von den „Grenzern“ auseinander-genommen. Das Auto wurde gründlichst untersucht, Zeitungen, in die zum Teil die Lebensmittel eingepackt waren, wurden konfisziert. Auch unsere heiligen Musik-Kassetten, die wir in mühevollster Kleinarbeit aus SWF3 aufgenommen hatten, wurden eingezogen, da sie möglicherweise subversives Material enthalten konnten. Trotzdem waren wir froh, dieser Hölle entkommen zu sein und unsere Fahrt nach Tambach-Dietharz fortsetzen zu können.

Die Weiterfahrt stand ganz unter dem Eindruck der Staatsmacht: Wir hielten uns zwanghaft an das Tempolimit und holperten über die Autobahn aus „Adolfs Zeiten“, bis es dann zu einem netten Zwischenfall

kam. Von hinten näherte sich in Zeitlupe ein Trabant, in dem vier junge Typen saßen. Offensichtlich wollten sie sich mit ihrer Renn-Pappe ein Rennen mit dem Klassenfeind liefern. Das überholen gelang ihnen auch laut johlend, da wir keine Lust hatten, auch noch die örtliche Verkehrspolizei kennen zu lernen. Der Triumph war allerdings nur von kurzer Dauer. Beide Fahrzeuge näherten sich bald einem längeren und steilen Anstieg der Autobahn und wir überholten unter Einhaltung des Tempolimits – ebenfalls in Zeitlupe – den Trabi, der im Rückspiegel langsam immer kleiner wurde ... Gejubelt haben wir dabei natürlich auch, ganz so reif waren wir damals noch nicht!

Bei unserer Ankunft lag der Ort in dichtem, nach Braunkohle stinkendem Oktobernebel, alles war grau, viele Häuser verfallen, wie es wohl in vielen kleineren Ortschaften gegen Ende der DDR ausgesehen haben mag. Der Empfang war herzlich, wir hatten eine prima Zeit mit der Familie und Freunden und Dank Rainers Cousin konnten wir spätpubertierende Wessis tiefe Einblicke in das so andere Leben in Ostdeutschland nehmen. Unser auf Erfurt begrenztes Visum wurde durch die Schulfreundschaft von Rainers Opa mit dem örtlichen Polizeibeamten kurzerhand und mit Stempel auf die gesamte DDR ausgeweitet, wodurch wir auch die Vorzeige- und Messestadt Leipzig besuchen konnten.

Ein besonderes Erlebnis stellte auch der Besuch einer Wander-Disco im

Nachbarort dar: Mit Rainers Cousin kamen wir rein, die Veranstaltung fand im Gemeindesaal statt. Die Musikanlage war für uns HiFi-Freaks unterirdisch, zu trinken gab es Bier, Wodka mit Cola -natürlich Ost-Cola, legendär gruselig- oder Wodka-Orange, das waren die Cocktails. Trotzdem hatten alle Spaß, so auch wir! Nachdem wir einige Fotos gemacht hatten, wurden wir von zwei jungen Offizieren der nationalen Volksarmee in Ausgehuniform angesprochen, die mit ihren hübschen Freundinnen zum Tanzen da waren. Sie fragten, ob wir nicht ein paar Fotos von Ihnen machen könnten. Das haben wir selbstverständlich erledigt. Als es dann an das Austauschen der Adressen ging, wurden die beiden plötzlich ganz grün im Gesicht ... Nicht auszudenken, wie es um ihre Karriere bestellt gewesen wäre, wenn sie plötzlich Post mit Fotos aus Westdeutschland erhalten hätten!

Die Woche im Osten verging wie im Fluge und mit einer (Holz)-Kiste Erfurter Pilsener und lokalen Wurstspezialitäten ging es wieder auf die Heimreise. An der Grenze wurde es nochmal spannend: Das Bier und die Würste durften wir behalten, das DDR-Geld hatten wir schon bei der Verwandtschaft gelassen.

Es war schon ein sehr befreiendes Gefühl, wieder in der Bundesrepublik angekommen zu sein!

Mit einigen Freunden hielten wir am nächsten Wochenende einen DDR-

Abend ab, konsumierten unsere Mitbringsel und malten uns in wildesten Phantasien aus, was wohl passieren würde, wenn es doch eine Wiedervereinigung geben würde?
Aber das war ja völlig utopisch!
Zumindest noch fünf Jahre ...

Jochen Schiebeling-Römer, geb. 1967 in Pforzheim, Arzt, lebt seit 2003 wieder in der Nähe von Freiburg

Heinrich Heine und die Grenze

Grenzen, besonders die feindlichen, verderben die Menschen, die sie bewachen, zwingen diese, das Wichtigste des Menschseins zu verleugnen: Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer sei. Ich erzähle jetzt eine kleine Geschichte, die beschreibt, wie wir alle von feindlichen, abweisenden Grenzen verletzt werden.

An einem schönen Sommerabend in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts verabschiedete ich mich traurig am Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße von einer Ostberliner Freundin und machte mich

auf in den Westteil der Stadt. Müde war ich und ziemlich betrunken und eben traurig, wegen der Trennung von einem lieben Menschen durch eine mit Stacheldraht und Schießanlagen bewehrte Mauer – was für die Seele eine explosive Mischung sein kann. Als ich meinen Pass mit dem Visum herüberschob, beachtete ich den DDR-Grenzer nicht, der in seinem hässlichen Kabuff seinen ebenso hässlichen Dienst verrichtete. Erst als es da drin in der Zelle ungemütlich wurde, registrierte ich einen dicken Menschen mit bösen kleinen Augen, der wütend herumschrie, ich habe Eigentum der DDR beschädigt. Damit meinte er eine kleine papierene Ecke von der Größe eines halben Fingernagels, die in der Tat am zurückgegebenen Tagesvisum fehlte. Noch war ich mächtig amüsiert



und bedankte mich für diese komische Einlage, als der Kopf, der zu den bösen Augen gehörte, rot anlief und brüllte, er werde mir gleich einen Einlauf machen. Ein Einlauf mit Rizinusöl war aber das Mittel, mit dem die italienischen Faschisten ihre politischen Gegner und Menschen, die anders waren als sie, Sozialdemokraten, Kommunisten, Homosexuelle, Künstler zu foltern pflegten. Ausgerechnet an einem Grenzübergang, der den Namen des jüdischen Dichters der „Loreley“ trägt, der in Paris lebte, weil er die deutschen Zustände nicht aushielt und dort in Paris beerdigt ist, ausgerechnet hier mit diesem Faschistengeschwätz konfrontiert zu werden, ließ bei mir sämtliche Sicherungen durchbrennen. Jetzt brüllte ich. Mit der Stimmgewalt eines alten Soldaten hielt ich dem uniformierten Wichtigtuer einen Vortrag über den italienischen Faschismus und den Dichter Heinrich Heine. Der Vortrag geriet aber so laut, dass ein Offizier der Grenztruppen herbeieilte, um nachzuschauen, ob Nato-Truppen gerade seinen Grenzübergang attackieren. Der Hauptmann schob mich in einen Nebenraum, wo ich mit meiner Festnahme rechnete, aber Gott sei Dank auf einen Menschen traf, der an einem Sonntagabend, daran interessiert war, dass sein unerquicklicher Dienst endlich zu Ende ist, und er friedlich nach Hause zurückkehren kann. Dieser gemütlche Staatswächter beschwor mich geradezu, meine Wut zu zügeln, um das Gesicht seines Untergebenen zu wahren, und bat noch mal um meinen Pass. Ich griff in meine Jackettasche,

bugsierte das grüne Heftchen heraus und mit dem Heftchen jene fehlende winzige Ecke, die mich zum Staatsfeind machte. Wir waren beide sprachlos. Der Offizier nahm das beschädigte Visum, eine Tube Kleber, und klebte die Ecke akkurat, wie man in meiner niederrheinischen Heimat sagt, wieder an das Visum. „Da ham wir's“, nuschelte er dann sanft. Wir kehrten zu dem inzwischen tief depressiven Dicken zurück, der wortlos seinen Stempel in meinen Pass knallte und das reparierte Visum zur Seite legte. Ich konnte nicht umhin zu fragen, ob das jetzt archiviert würde, bekam aber keine Antwort. So spazierte ich zurück in den neonstrahlenden Westen und die Grenze hatte aus mir einen Staatsfeind gemacht, der einen Teil seiner Lebenszeit künftig der Demokratisierung des DDR-Staates und dem Fall dieser schrecklichen, Leben zerstörenden Mauer widmete.

Dafür wurde ich dann wirklich mehrfach festgenommen und besitze eine unterhaltsame Stasi-Akte, aber das ist eine andere Geschichte. Grenzen, besonders die feindlichen, verderben die Menschen, die sie bewachen, zwingen diese, das Wichtigste des Menschseins zu verleugnen: Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer sei. Das gilt auch für die aktuelle politische Situation in Deutschland.

Diethelm Blecking, geb. 10. Dezember 1948, Haldern am Niederrhein, seit 1998 in Freiburg

Zwischen 1984 und 1989 – Kann eine Grenze auch verbinden?

1984 machte ich gerade Zivildienst in einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung im Schwarzwald. Zivildienst war damals eine Art „un-freiwilliges Soziales Jahr“. Ich war 21 Jahre alt und hatte bisher noch keinerlei persönlichen Kontakt mit Menschen aus der DDR. Für mich fühlte es sich nicht anders an, als keinen Kontakt zu Menschen aus Ungarn, Polen oder Litauen gehabt zu haben. Die Karte von Deutschland sah für mich so aus, dass der westliche Teil gut sichtbar war und der andere in einer anderen Farbe, wie eine freie Fläche, unbeschrieben. Natürlich wusste ich von der Teilung und vom Mauerbau als Folge des Zweiten Weltkriegs. Ich wusste auch, dass die Menschen, die die „Bundesrepublik“ als Staat aufbauten, diesen als „provisorisch“ ansahen, in der Hoffnung, dass es irgendwann wieder ein Deutschland für alle Deutschen geben würde. Doch das war lange vor meiner Geburt. Dieses Wissen war theoretisch – Schulwissen eben. Die Tatsache war seit ich denken konnte – der „eiserne Vorhang“, die unüberwindliche – extrem gesicherte Außen-grenze des „Ostblocks“.

1984 machte ich also meinen Zivildienst. In der Einrichtung arbeitete

ein Heilerziehungspfleger. Der mir erzählte, er sei aus der DDR geflohen. Er wurde auf der Flucht aber gefangen und in Berlin in ein Gefängnis gesperrt. Erst später wurde er von der Bundesrepublik frei gekauft. Er fragte mich, ob ich mitkommen wolle, seine Eltern zu besuchen, die wohnten in Zitzschen, einem Dorf, südlich von Leipzig. Das hörte sich jetzt ziemlich spannend an und ich sagte sofort zu. Zum ersten Mal bekam ich mit, was es bedeutete in die DDR zu reisen. Man musste eine Einreiseerlaubnis beantragen und das konnte man nur mit einer Einladung eines DDR-Bürgers. Ich sah zum ersten Mal die Grenzanlagen bei Hof, mit ihrem verminten Todesstreifen, den Wachtürmen und den Scheinwerfern. Sie waren einschneidender und trennender als alle Grenzen, die ich bis dahin gesehen hatte. Ich wurde zum ersten Mal an der Grenze so genau untersucht und musste alle Taschen, auch die Hosentaschen leeren, bis auf das letzte kleine Teil.

Währenddessen untersuchten andere Grenzbeamte das Auto ganz genau. Dann fuhr ich über die Betonplatten-Autobahn mit vielen Schlaglöchern und hörte das endlose ta-tam - - ta-tam - - - ta-tam - - - der Räder, die über die Spalten der Betonplatten der Fahrbahn holperten. Bald roch ich auch den schwefeligen Kohlegeruch, der in der Nähe von Leipzig immer stärker wurde. Zitzschen liegt mitten im Braunkohle-Tagebau-Gebiet. Obwohl alle hier Deutsch redeten,

fühlten sich die Umstände zunächst „ausländischer“ an als meine Erfahrungen in England, Frankreich und Italien. Vor jedem Haus lag ein Sandhaufen, oder gestapelte alte Bretter, oder aufgeschichtete Backsteine. Die Häuser waren alle im gleichen dumpfen Grau-beige und Farben gab es kaum und schon gar keine leuchtenden.

Hier lernte ich die Familie meines Kollegen kennen und lebte mit ihnen eine knappe Woche lang. Wir schwammen im Baggersee, fuhren mit dem Bus nach Leipzig und versuchten unser zwangsumgetauschtes Geld, D-Mark in DDR-Mark, für vernünftige, brauchbare Waren auszugeben. Bald war dann die DDR, doch nicht mehr so selbstverständliches „Ausland“ für mich.

Zwischen 1984 und bis zum Jahr des Mauerfalls 1989, war ich jedes Jahr mindestens zwei Mal in der DDR und lernte immer mehr Menschen kennen. Die Grenze trat immer mehr in den Hintergrund und es stellte sich eine Art „Normalität“ ein. Diese veranlasste mich zu sagen, dass ich mir auch einen längeren Aufenthalt vorstellen könnte. Auf diese Bemerkung hin luden mich Leipziger Freunde zu einer „Gruseltour“ ein. Zuerst fuhren wir durch ein altes Leipziger Stadtviertel, das komplett abgerissen war und wie eine riesige Steinwüste aussah und in deren Mitte einzig noch – völlig verlassen – eine kleine Kirche stand. An einer Stelle war schon ein kleines Haus halb errichtet, fünf Stockwerke in eintönigstem Plattenbau. So sollte

später das ganze Viertel aussehen. Die Trostlosigkeit sprang mich richtig an. Dann fuhren wir durch die Braunkohle – Tagebau – Gebiete. Obwohl es nicht regnete, mussten wir die Scheibenwischer anmachen, denn der Kohlestaub setzte sich derart auf die Windschutzscheibe. Die Tour gipfelte in einem Dorf, das von riesigen Tagebaubaggern schon zur Hälfte weggebaggert war. Es war eine Geisterstadt, aus der die letzten Einwohner bereits ausgezogen waren. Alle Bewohner des ehemaligen Dorfes waren nach Leipzig-Grünau in riesige Plattenbauten umgesiedelt worden. Nachdem mir dann noch erzählt wurde, dass viele Kinder an Krupphusten litten, weil die Braunkohlekraftwerke die Abgasfilter, statt sie zu reinigen, lieber in die Umwelt ausbliesen, war ich mir dann doch nicht mehr sicher, was ich von



einem längeren Aufenthalt dort halten sollte. Bei den Aufenthalten diskutierten wir lange mit Leipziger Freunden, die Unterschiede diesseits und jenseits der Grenze. Die Grenze selbst trat zwar in den Hintergrund, aber die Unterschiede, die sie hervorbrachte, bestimmte unsere Gespräche und auch unsere Beziehung. In der Zeit vor und während der „Wende“ war die Anspannung stark zu spüren. Die anfänglich kleinen Montagsdemos in Leipzig wuchsen zu Großveranstaltungen und dann kam es zum Mauerfall. Die Grenze war weg! Bei nächsten Besuch gab es in Hof keinen mehr, der das Auto anhielt und untersuchte, wir fuhren einfach weiter. Die Gespräche drehten sich nicht mehr um die Unterschiede, sondern um die neuen Möglichkeiten und darum wie es jetzt weitergehen würde.

Es war merkwürdig. Jetzt, da die Grenze weg war und die „ehemalige DDR“ Stück für Stück zu einer Bundesrepublik-2.0 wurde, ließ das Interesse an unseren Treffen nach. Die Unterschiede, die uns zuvor zusammengebracht hatten, verschwanden immer mehr. Unsere Beziehungen lebten sich auseinander. Verrückterweise, war es die Grenze, die uns verband.

Hartmut Lempp, geboren 1963 in Schwäbisch Gmünd, Schreinermeister, lebt seit 1991 in Freiburg

60 Jahre Begegnungen zwischen Ost und West Kirchen-gemeinden

Im Jahre 1949 wurden zwei deutsche Staaten gegründet, als Resultat des Zweiten Weltkrieges und der Aufteilung Deutschlands unter den Siegermächten. Die Evangelische Kirche in Deutschland versuchte Begegnungstreffen zwischen Ost und West zu organisieren. 1957 gab es das erste Treffen noch im Westteil Deutschlands in Gersbach in Baden. Ursula Zipf war dabei, damals noch ein junges Mädchen. Schon ein Jahr später konnten die Treffen nur noch in Berlin und später nur in der DDR stattfinden. Mit der Grenzöffnung wurden die Treffen nicht beendet, es waren viele Freundschaften entstanden, sie fanden dann abwechselnd in Ost oder West statt. Mehr als sechzig Jahre. Günter Richter, Evangelischer Pfarrer in Baden hat diese Treffen Jahrzehnte lang organisiert. Dafür bekam er das Bundesverdienstkreuz. Bis heute treffen sich jedes Jahr mehr als fünfzig Menschen. Das letzte Treffen fand in Erfurt im Mai 2018 statt.

Viele Jahrzehnte reiste Ursula mit ihrem Mann Walter zu den Begegnungen. Walter Zipf ist seit einem Unfall in jungen Jahren auf den Rollstuhl angewiesen. Beim Grenzübertritt von Westberlin nach Ostberlin entstand folgende Geschichte:

Die geschmuggelten Liedblätter

Ulla und ich waren mit dem Flugzeug nach Berlin gekommen. In der Pension Elfert in der Knesebeckstraße war unser Gruppenquartier. Ama und Bernhard, Freunde von uns, die auch am Treffen teilnehmen wollten, reisten mit dem Auto an. Sie boten mir an, mich mit dem Auto nach Ostberlin mitzunehmen. Das war eine große Erleichterung für mich, denn mit dem Rollstuhl war es oft sehr beschwerlich. Freitagmorgen nach dem Frühstück war der erste Aufbruch nach Ostberlin. Die nötigen Absprachen und Hinweise, was an der Grenze zu sagen war und was wichtig ist, waren ausgetauscht. Es konnte losgehen.

Da kam Günter Richter aufgeregt an unser Auto mit einem Stoß Liedblätter und meinte: „Die könnt ihr mitnehmen, der Walter soll draufsitzen (!), einfach den Stoß unter dem Sitz verstauen.“

So wurde es gemacht. Ama und Ulla standen mit besorgtem Blick dabei, aber alle dachten, es wird schon gut gehen. Ama ging noch einmal zurück ins Haus, da kam Ulla zu mir ans Auto und sagte: „Die Liedblätter dürfen nicht unter deinem Kissen bleiben, ich habe Angst!“ Ich versuchte sie lachend zu beschwichtigen, aber Ulla ließ nicht locker und beharrte darauf, dass die Liedblätter wegmüssten. Wo sollen sie denn dann hin? „Steck sie in dein Hemd, du hast eine Jacke an, da sind sie sicher.“ Die Blätter wurden

unter dem Kissen hervorgeholt und die Fahrt konnte losgehen.

Am Übergang Bornholmer Straße waren die üblichen Warteschlangen, trotzdem ging es relativ zügig in Richtung Kontrollposten. Das übliche Ritual begann: „Alles aussteigen, was haben Sie dabei?“ Zu mir gewandt nochmals die Aufforderung: „Aussteigen!“ Ich sagte meinen Spruch: „Ich bin querschnittsgelähmt und kann nicht aufstehen“ und damit konnte ich den Beamten beruhigen. Durchsuchen des Autos, Tankdeckel öffnen, Zollformalitäten abwickeln – alles lief wie gewohnt. Doch plötzlich kam der Zollbeamte wieder zu mir und wollte, dass ich mich hochhebe, damit er besser unter den Sitz schauen konnte. „Nehmen Sie bitte das Sitzkissen heraus“ war die nächste Aufforderung. Ulla kam an das Auto und zog das kleine Sitzkissen unter meinem Po weg. „In Ordnung – Sie können einsteigen, Auf Wiedersehen!“

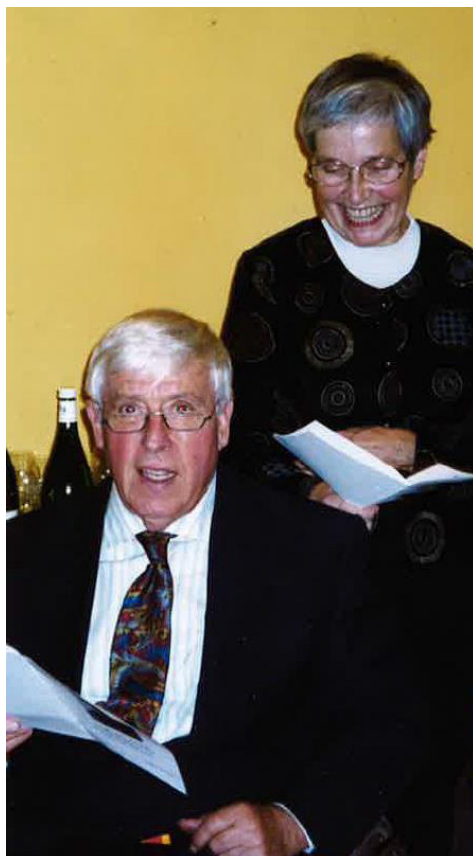
Die arme Ama stand sprachlos daneben und verstand die Welt nicht mehr. Als sie die Aufforderung hörte, das Kissen herauszuziehen, wäre sie am liebsten im Boden versunken. Als sie aber sah, dass nichts unter dem Kissen war, da war sie zu keinem Kommentar mehr fähig!

Als wir außerhalb des Grenzbereiches waren, konnte wir für sie die Situation lachend und erleichtert aufklären. Ama hatte das Drängen von Ulla und den Umzug der Liedblätter an meine Brust

nicht mitbekommen und stand daher wie versteinert vor Schreck neben ihrem Auto.

Die Anspannung und Erleichterung wie wir sie bei dieser Situation erlebt haben, können sicher alle diejenigen nachempfinden, die selbst an der Grenze gestanden haben und Kontrollen über sich ergehen lassen mussten.

*Walter Zipf, geb. 1936,
wohnt seit 1971 in Freiburg*



Teeservice im Gepäck

Wieder einmal waren wir unterwegs zu unseren Freunden in Brandenburg. Korrekt vorbereitet mit Einreisevisum usw. wurde ich mit meinem Handgepäck zur Zollkontrolle geschickt, ein kleiner Raum mit Tisch und Stuhl. Ich hatte ein Teeservice als Geschenk dabei. Der Zollbeamte forderte mich auf, alles auszupacken: „Hier ist die Kanne - und da sind die Tässle dazu“, sagte ich.

„Die Tässle“ wiederholte der Zöllner mit versonnenem Blick und fragte, ob wir aus Stuttgart kämen... Die Kontrolle war zügig und ohne Beanstandung und weiterer Befragung beendet. Noch heute denke ich an diese kleine zwischenmenschliche Begebenheit zurück, und wie ich aus dem lebenswerten Blick des Beamten auf „die Tässle“ geschlossen habe, dass er sicher gerne auch einmal nach Süddeutschland gefahren wäre und vielleicht weiter in die Schweiz, um die Alpen zu sehen.

Ursula Zipf, geb. 1938, wohnt seit 1962 in Freiburg, hat über 60 Jahre am Austausch zwischen Ost und West Kirchengemeinden teilgenommen.

Zu nah an der Mauer – umringt von Grenzbeamten

Es war Anfang der 1970er Jahre als wir uns wieder aufmachten zu einem Treffen mit unseren Ostfreunden. Wie üblich, wohnten wir in einer Pension in Westberlin. In Ostberlin trafen wir uns in einem Gemeindehaus nahe der Grenzmauer. Am letzten Tag, es war ein Sonntag, feierten wir zusammen einen Gottesdienst. Nach dem Mittagessen sollte der Tag mit einem kleinen Spaziergang ausklingen. In kleinen Gruppen gingen wir durch eine Straße, die direkt an der Mauer entlang führte. Dabei kamen wir auch an einem Wachturm vorbei. Plötzlich hörten wir einen Pfeifton und gleich darauf kamen aus beiden Richtungen Polizisten die zwei von uns anhielten und von ihnen wissen wollten, was sie gerade fotografiert haben, es war der Wachturm. Sie verlangten die Fotoapparate und forderten die Beiden auf, mit auf die Polizeiwache zu kommen. Alle anderen gingen weiter als würde sie das nichts angehen, was da gerade auf der Straße vor sich ging. Außer Sichtweite gingen wir umgehend zurück in das Gemeindehaus, um zu beraten wie wir uns weiter verhalten sollten. Wir wussten ja nicht, wie lange die Beiden aufgehalten werden und was sie, je nachdem, auch preisgeben mussten. Schnell kamen wir überein, auseinander zu gehen und uns auf den Heimweg zu machen, in der Hoffnung,

ungeschoren über die Grenze nach Westberlin zu kommen. Es war neun Uhr abends als unsere „Fotografen“ wieder zurück waren. Es ging alles gut, auch unsere Ostfreunde wurden nicht in diese Sache hinein gezogen. Große Dankbarkeit erfüllte uns über den guten Ausgang.

Walter Zipf, geb. 1936, wohnt seit 1971 in Freiburg

Aufwachsen im ‚Fulda Gap‘

Ich wurde 1968 in Fulda geboren, wo mein Vater evangelischer Pfarrer und meine Mutter Religionslehrerin waren. Fulda liegt heute ziemlich genau in der Mitte des vereinten Deutschlands. Damals gehörte es zu Westdeutschland, zur BRD – komisch, dass man diese Abkürzung heute gar nicht mehr benutzt. Die Grenze zur DDR war nicht weit, mitten in der Rhön, einem Mittelgebirge wie dem Schwarzwald. Der höchste Berg der Rhön, die Wasserkuppe, ist nur ein wenig niedriger als der Feldberg. Auf der Wasserkuppe kann man im Winter gut Ski- und Schlittenfahren, im Sommer starten dort Segelflieger, aber auch viele Modellflieger lassen ihre Modellflugzeuge dort fliegen. Aber ganz egal, ob man dort oben Schlitten fuhr, Segelflug machte oder wanderte:

In meiner Kindheit und Jugend musste man immer aufpassen, dass man nicht ins militärische Sperrgebiet der US-Army geriet. Die Wasserkuppe war im Kalten Krieg einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste strategische Punkt für die Verteidigung. Westdeutschlands, ja Westeuropas und – wie man damals sagte – der ganzen freien Welt. Denn – so hatte man berechnet – bei Fulda würde es im Falle eines Dritten Weltkrieges zum Truppenvorstoß des Warschauer Pakts kommen. Durch das ‚Fulda Gap‘, die ‚Fulda-Lücke‘, hätten die feindlichen Truppen aus dem Osten nur 48 Stun-

den bis zum Rhein gebraucht. Deswegen bereiteten die Amerikaner hier die Verteidigung vor: Mehr als 3.000 amerikanische GIs waren zeitweise in Fulda stationiert. (Mit ihren Angehörigen machten sie bis zu 15 Prozent der Fuldaer Bevölkerung aus.) An strategisch wichtigen Punkten wurden in die Straßen der Rhön Sprengkammern gegraben, um den Truppenvormarsch im Kriegsfall durch Sprengung dieser Straßen zu behindern. Es gab Pläne für einen ‚kleinen‘ Atomwaffeneinsatz, der natürlich dann auch Opfer unter der Zivilbevölkerung gefordert hätte. In den USA gab es damals sogar ein Brettspiel, das ‚Fulda Gap‘ hieß und bei dem alle diese Strategien eingesetzt werden konnten, um die feindliche Armee nicht bis zum Rhein kommen zu lassen.

Unsere Kirche und das Pfarrhaus befanden sich an der Straße, die direkt von Fulda hinauf in die Rhön zur Wasserkuppe führte. Wenn es in der Welt zu politischen Krisen kam, wussten wir es schon, bevor wir morgens die Zeitung aufschlugen: Panzer rollten dann nachts mit großem Lärm aus den ‚Downs Barracks‘ in Fulda an unserer Kirche vorbei hinauf in die Rhön zur Wasserkuppe und bezogen Stellung. Die Sprengkammern in den Rhöner Straßen wurden dann mit Sprengstoff befüllt. Mein Eltern waren stark politisch engagiert: Nach dem NATO-Doppelbeschluss 1979, bei dem die atomare ‚Nachrüstung‘ des Westens beschlossen wurde, gründeten sie eine Friedensgruppe,



die sowohl zahlreiche Demonstrationen, Sternmärsche und dergleichen organisierte als auch Vorträge von bekannten Persönlichkeiten wie dem Journalisten Franz Alt, der unter dem Eindruck des NATO-Doppelbeschlusses sein Buch ‚Frieden ist möglich‘ veröffentlicht hatte, das vielen Menschen angesichts des Wettrüstens der Supermächte aus der Seele sprach. Es war aber damals durchaus nicht so, dass solche Friedensaktivitäten in der Kirchengemeinde und in der Bevölkerung Fuldas auf einheitliche Begeisterung stießen, zumal die Strategiepläne der Amerikaner in der Bundesrepublik fast unbekannt waren: Die ‚Fulda Gap‘-Strategie und die Bereitschaft, um den Truppenvormarsch zu stoppen, Tausende ziviler Opfer in Kauf zu nehmen, wurde von vielen als Hirngespinnst linker Spinner und böse Verleumdung angesehen. Heute kann man dies alles in seriösen Publikationen nachlesen.

Trotzdem war es für meine Brüder und mich selbstverständlich, bei Friedensmärschen und anderen Aktionen dabei zu sein. Genauso selbstverständ-

lich war aber auch die Partnerschaft zur evangelischen Partnergemeinde in der DDR in Breitungen, nicht weit auf der anderen Seite der ‚Zonengrenze‘, wie damals noch viele Leute sagten. Im Rahmen des sogenannten ‚kleinen Grenzverkehrs‘ war der Besuch ‚drüben‘ relativ problemlos machbar. Durch unsere Fahrten nach Breitungen unterstützten wir damals auch die Renovierung der Kirche unserer Partnergemeinde, indem wir mit unserem Auto Blattgold aus dem Westen in den Osten brachten – ganz legal. Dieser Goldtransport hat mich als Kind sehr beeindruckt.

Mit unseren Kindern haben wir vor ein paar Jahren eine mehrtägige Wanderung in der Rhön mit Rucksäcken gemacht: Wir starteten im früheren Westen, kreuzten dann die ehemalige Grenze – ohne es wirklich zu merken – und kamen in den letzten beiden Tagen der Wanderung dann wieder auf meiner früheren Heimatseite an. Panzer hatten wir weder gesehen noch gehört. Und auf der Wasserkuppe, wo sich heute auch ein großes Segelflugmuseum befindet, musste man beim Wandern nur aufpassen, den Segelfliegern nicht ins Gehege zu kommen. Sperrgebiet gibt es dort nicht mehr. Gut, dass sich so viel geändert hat, seit ich ein Kind war.

Dr. Regina Schiewer, geboren 1968 in Fulda, lebt seit 2003 in Freiburg, ist die Vorsitzende der Stadtsynode des Evangelischen Stadtkirchenbezirkes Freiburg

Die süße Verführung des Kapitalismus Persönliches – Sieben Tage nach der Maueröffnung im Herbst 1989

Auch wenn mein Vater in Berlin das Licht der Welt erblickte, am Reformationstag 1939 im Martin-Luther-Krankenhaus, und eine entfernte Großtante wohl in Ostberlin lebte, war die DDR die meiste Zeit in meiner Kindheit und Jugend nur ein Objekt des Gemeinschaftskundeunterrichts (Die neuen Leidens des jungen W. will ich eher vergessen). Rauf und runter haben wir die historischen Etappen jenseits der innerdeutschen Grenze traktiert. Höhepunkt dieser Auseinandersetzung war schließlich die obligate Fahrt nach Westberlin. Ich weiß nicht mehr, irgendwann zwischen meinem 15. und 16. Lebensjahr. Mit dem Zug gings am frühen Abend über die Grenze mit Wachtürmen und Stacheldraht. Dann mitten in der Nacht die Passkontrolle. Mit Taschenlampen wurden wir aus dem holprigen Schlaf geweckt. Passbild mit verschlafenem Gesicht auf Ähnlichkeit überprüft. Horror pur. Später in Berlin die Pflichtveranstaltungen der frühen Achtziger Jahre und natürlich ein Tag mit Zwangsumtausch, Alex und Kaukasischem Kreidekreis. In der Nacht durch den Dschungel der Grenze, wieder retour nach Westberlin, zur Sonne, zur Freiheit. Und als

Souvenir: Briefmarken. Das war die DDR made in West Germany für einen Schüler aus dem Südwesten, viel mehr war zunächst nicht in meinem Gedächtnis abgespeichert – bis zum Sommer 1989.

Ganz ehrlich muss ich heute sagen, dass die Wiedervereinigung völlig unabgestimmt mit meinen privaten Plänen die historische Bühne besetzte. Damals hatte ich mich nach unzähligen Semestern in Heidelberg und Tübingen zum Examen durchgerungen. Das bedeutete rund 12 Monate Klausur, regelmäßige Treffen der Lerngruppe und Büffeln, Büffeln, Büffeln. Ein Sonderzug nach Pankow war damit nicht eingeplant. Die sich überschlagenden Ereignisse zwischen Ostberlin, Prag, Budapest und der österreichischen Grenze haben wir am Neckar wie in Trance erlebt. Wirklichkeit oder Traum? Und dann kam der 9. November mit seinen unglaublichen Bildern. „Die Ossis“ auf der Mauer voller Euphorie. Helmut Kohl, dem alles in den Schoß zu fallen schien. Kohl, den wir immer auf dem Kieker hatten, Kohl, der aus unseren Protesten gegen den NATO-Doppelbeschluss konservatives Kapital schlug. Kohl. Und jenseits der Mauer ein immer mehr verblassender Honecker, neue Gestalten wie Krenz.

Meine damalige Freundin wohnte über mir im Hinterhof der Alten Eppelheimer Landstraße in Heidelberg, direkt hinter den Heidelberger Druckmaschinen. Ende der Achtziger eher Milieu, heute voller Hochglanz-

fassaden, Stahl und Glas – wohl die andere Verwandlung der alten BRD zum global player. Von ihr kam die Idee nach Berlin zu fahren, einfach so, die Historie zu bestaunen, zu befühlen. Logisch, ein Auto hatte ich natürlich nicht, aber sie einen weißen Renault oder war es ein Citroen? Wir sind dann freitags nach dem 9. November einmal schnurstracks durch die BRD und die Fast-Noch-DDR gefahren. Zonen-Zeiten-Grenzen überqueren. An die Fahrt kann ich mich nicht mehr erinnern, erst die Ankunft in Westberlin dämmert mir. Es war kalt, sieben Tage nach dem 9. November, eiskalt in Berlin. Das Auto parkten wir unweit der Siegessäule. Abend war es geworden und viel zu spät für große Sight-seings, also schlugen wir unser Lager auf im Nirgendwo der Neuen Zeit. Weil wir kein Geld hatten und auch keine Ahnung, wo wir den schlafen könnten, machten wir es uns im Tiergarten bequem. Die Isomatte wurde ausgepackt und der Schlafsack entrollt. Unter den mächtigen Bäumen im Herzen Berlin legten wir uns auf den immer kälter und feuchter werdenden Boden. Die Nacht war unbarmherzig, denn inzwischen stieg die Temperatur mächtig unter Null. Wir haben gebibbert, uns auf die Dämmerung gefreut. Ob und wie wir frühstückten, ist ebenfalls nicht mehr abgespeichert. Doch es hat uns automatisch Richtung Spree, Reichstag und Brandenburger Tor gezogen. Je näher wir diesen Punkten kamen, desto mehr Menschen waren in Gruppen und Grüppchen zu sehen. Überall standen die Missionsbeauf-

tragten des Westens: Kleinbusse von Mars, Snickers, Raider oder Camel und Marlboro. Alles umsonst. Zunächst einmal. Und irgendwie wurden die Süßigkeiten des Kapitalismus mit vollen Händen an Ossis und Wessis verteilt. Also hat sich unser Magen gefüllt. Das war das Wunder, das mich ein wenig enttäuscht später zurückließ. Auf der Suche nach dem großen historischen Wunder trafen wir einfach nur auf Menschen voller Freude und diese Konsumbusse. Fast wie ein Fanal des Kommenden. Der Systemwechsel zur Freiheit wurde wohl schon ganz früh durch die Versuchungen des Kapitalismus eingeholt.

Jedenfalls sind wir an diesem Samstag wieder nach Hause gefahren. Es gab keine zweite Nacht in Berlin. Für uns in Heidelberg war klar: Die



Foto: Günther Hammer

ehemalige DDR braucht Zeit. Warum nicht eine demokratische DDR mit alternativem Antlitz? Doch im Frühling und Sommer des kommenden Jahres bahnte sich an, dass auch unsere Regierung keine Lust an einem demokratischen Experiment haben würde. Heute wissen wir alle: Die blühenden Landschaften waren ein Versprechen der konservativ-liberalen Regierung am Rhein. Dieses Versprechen war ein nur Köder, mehr nicht und die gesellschaftliche Wiedervereinigung bleibt nach wie vor eine echte Herausforderung. Leider. Ich würde mir wünschen, dass die Erinnerungen beider Staaten eine neue Vision kreieren könnten. Als ein Land, ein Volk, das der liebe Gott bewusst in die Mitte Europa gepflanzt hat. Als politisch-kulturelle Passage zwischen Osten und Westen. Als Brücke zwischen den Systemen, die sich nicht nur mit dem Schlagwort der Westbindung einfangen lässt. Ein Traum, vielleicht einmal Wirklichkeit jenseits der Ära Trump und Putin.

Dr. Christian Stahmann, Schuldekan geb. 1965 in Pforzheim, lebt mit seiner Familie, drei Kindern, zwei Hunden und Katzen seit 2003 in Emmendingen-Mundingen

Meine Reise ins weiße Land

Manchmal erzähle ich die lustige Geschichte von meiner Reise ins „weiße Land“. Weißes Land deshalb, weil die DDR in unserem Schüleratlas immer als weißer Fleck dargestellt wurde. Ich nenne sie lustig, obwohl mir damals überhaupt nicht lustig war, denn ich hatte wirkliche Angst.

Ich hatte mich mit meinem Freund gestritten und zwei Wochen ausgiebig geschmolzt. Doch nun war es genug, sämtliche Schnulzen der Welt wollten, dass ich mich mit ihm vertrug. Da er in Lübeck wohnte und ich in Lüneburg, wollte ich ihn überraschen und mich nach meiner Arbeit auf den Weg machen. Natürlich erzählte ich niemandem von dem Plan und gewitzt, wie ich war, wollte ich einen Teil der Strecke schwarzfahren. Meistens hatten mich die Schaffner bis zur Hälfte der Strecke kontrolliert und ließen mich danach in Ruhe. Damals fand ich diese Art Spiel aufregend. Da unser Zug Verspätung hatte wurde einer vor mir sitzenden Dame beruhigend erklärt, dass sie sich keine Sorgen machen müsse, ihr Anschlusszug würde warten. Dummeweise bezog ich diese Information auch auf mich.

In Büchen stiegen alle, die ihren Anschlusszug bekommen wollten, aus. Und ich die in Geographie geträumt hatte, ebenfalls. Ich trottete hinterher und fand ein Abteil ganz für mich

allein. Der Zug allerdings war seltsam, er roch nach Plastik und billigem Putzmittel. Aber der Zug fuhr ja nach Berlin und die Chaoten dort wollte man sicher nicht auf Polsterbänken sitzen lassen.

Aber gut, in einer guten Stunde würde ich in Lübeck sein und in das überaschte Gesicht meines Partners blicken. Ich holte meinen SPIEGEL aus dem Hebammenkoffer und begann über die neuen Pershing-Raketen zu lesen. Und sah immer wieder zum Fenster hinaus und sah den Grenzzaun zur DDR: so nah, so lang und so furchterregend. Wie viele lebten dort, wollten weg und gaben ihr Leben bei Fluchtversuchen? Ein wohliges Gruseln durchfuhr mich, denn ich war ja sicher in der BRD. Doch nach einer Weile wurde ich unsicher: Irgendwas stimmte nicht! Niemals hatte ich den Zaun so nah gesehen. Ich verlies das Abteil, um auf dem Gangschild den genauen Streckenverlauf zu erfahren. So ein Mist, ich war im falschen Zug! Ich musste mich beeilen, um überhaupt noch einen Anschlusszug zurück zu bekommen, sonst saß ich in der Pampa fest, dachte ich. Die nächste Station war Schwanenheide und ich musste raus und zurück. Vor den Wagontüren standen ältere Menschen mit Taschen voller Obst und Gemüse – Landleute eben, dachte ich mir. Ich bat als Erste aussteigen zu dürfen, da ich den nächsten Zug zurücknehmen müsse. Ich erntete mitleidiges Lächeln und den Kommentar: „Das würden wir alle gern“.

Endlich konnte ich den Zug verlassen. Aber was ich sah, war nicht schön. Das Bahnhofsgebäude war schäbig, schlimmer aber das riesengroße Hammer- und Sichelzeichen an der Wand und um mein Entsetzen komplett zu machen, entdeckte ich auf einer Brücke über den Schienen zwei Soldaten mit Maschinengewehren. In diesem Moment wurden mir alle meine Fehler klar.

Keiner wusste wo ich war, ich hatte keine Ausweispapiere bei mir – bis auf einen uralten Schülerausweis und ich hatte das in der DDR verbotene politische Magazin der SPIEGEL in meiner Tasche. Panik machte sich breit. Ich eilte zur Schaffnerin und brachte hervor: „Ich wollte hier nicht her, ich wollte nach Lübeck!“ Auch sie wurde blass und schickte mich zur Passkontrolle. Da stand ich nun in der Reihe der anderen. Und fühlte mich als würde ich ins Gefängnis marschieren. Der Grenzsoldat war in einem Raum 1,5 Meter hoch über unseren Köpfen und man musste den Ausweis hochheben. Ich hob also meinen Schülerausweis hoch und sagte entschuldigend: „Ich wollte hier nicht her!“ Der Mann herrschte mich an, ich solle einen Schritt zurücktreten und warten. Hätte ich in Erdkunde nicht mit Desinteresse gegläntzt, so wusste ich wenigstens aus dem Politik- und Geschichtsunterricht, dass dieses Land für Willkür und Gewalt von Seiten der Exekutive bekannt war. Ich trat zurück, lies die Mitreisenden passieren. Ihre Blicke zeigten Mitgefühl und Furcht und be-

stärkten in mir die Vermutung, dass ich sehr bald im Gefängnis landen oder erschossen werden würde.

Ein anderer Offizier brachte mich in ein klassisches Verhörzimmer: sehr klein, ein kleiner Tisch, vier Stühle und eine Verhörlampe. „Wollnse was trinken?“ brummte er. „Äääh ja ein Wasser vielleicht!“ sagte ich, vielleicht lindert das ja meine Kopfschmerzen. „Wir ham auch Cola!“ erwiderte er. Club-Cola? – niemals, dachte ich und schüttelte nur den Kopf. Ihm sollte ich meine Geschichte noch einmal erzählen und auch meine Papiere wollte er sehen. Und natürlich passierte es – ich sagte, dass ich nach Lübeck wollte. „Aber, ääh, nein, nach Mölln!“, schob ich rasch hinterher. Denn meine Karte hatte ich ja nur bis Mölln gelöst, um zu sparen. Widersprüchliche Aussagen kommen nicht so wirklich

glaubhaft an und so wurde der Offizier ziemlich ungehalten und fuhr mich an: „Was denn nun !?“ Aber ich war mittlerweile so aufgelöst, dass mein „Ah, ja nach Mölln, da werde ich abgeholt und dann geht es weiter nach Lübeck“, irgendwie glaubhaft war.

Am Ende sagte er dann: „Wissen Sie, sie sind nicht die erste und auch nicht die letzte, sie haben Glück, es kommt noch ein Zug, der nach Lübeck fährt. Sie können im Warteraum warten.“

Um mich zu beruhigen wollte ich in diesem Raum etwas lesen- öffnete mein Kofferchen, nahm die Zeitschrift hinaus und blickte auf die abgebildete Rakete! Musste das jetzt so weiter gehen? So dumm konnte ja kein Mensch sein. Mit zitternden Händen stopfte ich die Zeitschrift zurück.



Ich hatte nun Zeit die anderen Menschen anzuschauen. Aber auf einmal saß ein Mann komplett in Jeans gekleidet neben mir. Diese Jeans waren keine DDR-Jeans. Der Mann erzählte mir, dass er bei seinen Verwandten in Hamburg gewesen sei. Der 80. Geburtstag einer Tante und er hätte ausreisen dürfen und da hätte er sich diese Kleidung gekauft. Und ich erzählte ihm meine Geschichte. Damals war ich froh ihn kennengelernt zu haben. Heute glaube ich, dass er ein IM – ein inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit – war, der meine Geschichte prüfen sollte. Als der Zug kam, fuhr ich zurück und überraschte meinen Freund und wir vertrugen uns wieder.

Heute denke ich über mein Erlebnis anders, als zur damaligen Zeit. Ich sehe meine Naivität und Unwissenheit kritisch, aber ich weiß dadurch auch, wie leicht junge Menschen in dumme Situationen geraten können.

Ich bin danach nur noch zwei Mal schwarzgefahren. Ich hatte durch meine Erfahrung der Reise ins „weiße Land“ festgestellt, dass ich auf diese Art „Abenteuer“ bald verzichten konnte.

Martje Ahrens, geboren 1965 in Rendsburg (Schleswig-Holstein), lebt seit 2002 mit Hund und Familie in Freiburg

Tante Berta wohnte im Osten

Die „Tante Berta“ war die Tante meiner Mutter, ihr Bruder Karl Gutzeit war mein Großvater. Sie hatte spät geheiratet und als ledige Schwester beziehungsweise Schwägerin großen Anteil am Familienleben ihres Bruders gehabt. Als 1912 Erika, 1913 Else und 1915 Charlotte geboren waren, übernahm die geschickte Tante Berta die Aufgabe, die kleinen und heranwachsenden Mädchen mit Kleidung zu versorgen. Oft nähte sie dreimal das gleiche Kleid in drei Größen – gerne mit Matrosenkragen. Dafür hatte sie Familienanschluss, auch was Ferien an der Ostsee anging. Auf einem gern von ihren Großnichten Gudrun, Gisela, Ilse, Ingrid betrachteten Foto sitzen Frieda – die Omi, Karl und Berta im seichten Meerwasser, und vor ihnen spielen die drei fröhlichen nassen Mädchen im Sand – ein Bild voller Harmonie und Urlaubsfreude Anfang der Zwanziger Jahre.

Meine Mutter Else wurde immer etwas wehmütig, wenn wir darüber sprachen. Sie wäre so gern einmal mit ihrem Werner und ihren vier Mädchen im Sommer an die Ostsee gereist. Das ging schon aus finanziellen Gründen nicht, aber auch, weil der größere Teil der deutschen Ostsee zur DDR gehörte und uns West-Berlinern verboten war. Das blieb so bis 1990. Ob Tante Berta nach ihrer eigenen Familiengründung noch an die Ostsee fuhr, weiß ich

nicht. Aber sie hätte es gekonnt. Der Kontakt zu ihren Nichten wurde nach dem Zweiten Weltkrieg schwieriger, da Karls Familienzweig im Westen der Stadt Berlin wohnte, in Wilmersdorf, Zehlendorf, Charlottenburg, wir in Siemensstadt, während sie eine ziemlich große Wohnung im Osten hatte, die sie zusammen mit der Familie ihres Sohnes bewohnte. Ab und an besuchten wir die Großtante, denn bis zum Mauerbau 1961 war das möglich. Es gab feuchte Küsse und freundliche Worte von ihr, sie nahm immer regen Anteil an unserer Entwicklung.

Aber eines Tages empfing sie uns ganz allein in ihren drei oder sogar vier Zimmern in Prenzlauer Berg. Ihr Sohn war mit seiner Familie „völlig überraschend und ohne Ankündigung“ in den Westen gegangen und hatte nur einen Brief an sie auf dem Küchentisch hinterlassen. Sie flüsterte uns zu, sie sei natürlich eingeweiht gewesen, aber dass sie nichtsahnend war, wurde als offizielle Version an die Stasi weitergegeben, damit sie nicht wegen Mithilfe zur „Republikflucht“ belangt werden konnte. Eigentlich hätte sie den Fluchtplan melden müssen. Vermutlich hat die alte Tante ihre Kinder und Enkel nicht wieder-gesehen.

Weil ich seit 1964 mit Wohnsitz in Hamburg , später Freiburg gemeldet war, besaß ich seither einen west-deutschen Pass, mit dem ich nach Ost-Berlin einreisen konnte. Das tat ich, besuchte die Museen und war

von Pergamon-Altar und Ishtar-Tor begeistert. Aber auch ein Abstecher zu Tante Berta war möglich. Einmal begleitete mich ein Student namens Winfried. Dass wir heiraten würden, war damals noch Zukunftsmusik.

Bis zum 13. August 1961 war das Betreten des Ost-Sektors für West-Berliner kein Problem gewesen, nur in die „Zone“ (Sowjetische Besatzungszone, „DDR“) durften die West-Berliner nicht. Es war ein Kinderspiel für uns, mit der S-Bahn vom Bahnhof Wernerwerk in Siemensstadt, wo wir bis 1962 wohnten, nach Prenzlauer Berg zu fahren und an der Station Zentralviehhof, heute Storkower Straße, auszusteigen und Tante Berta zu besuchen. In dieser Zeit fuhren viele West-Berliner nicht nur zum Verwandtenbesuch in den Osten, sondern um zu sparen. Wie kam das? Die im Westteil der Stadt wie in der Bundesrepublik gültige D-Mark war im Osten das Vierfache wert: Für eine D-Mark bekam man in den Wechselstuben entlang der Sektorengrenze bis zu vier Ostmark. Damit konnte man einkaufen. In späteren Jahren musste man an der Ladenkasse den Personalausweis vorlegen, und wenn man sich nicht als Bürger der DDR ausweisen konnte, bekam man keine Ware. Aber wo die Kontrollen nicht griffen, klappte das Geschäft trotzdem.

Unser Handelspartner in Ost-Berlin war Herr Beck, der unweit des Bahnhofes Zentralviehhof eine Schneiderei betrieb und versuchte, seine wirt-

schaftliche Selbständigkeit zu wahren. Er nähte für unsere ganze Familie, als unserer Mutter die Zeit dafür knapp wurde. Wir Mädchen hofften, dass die neuen Röcke, Hosen, Mäntel nicht nur preiswert zu bezahlen waren mit unserem Westgeld, sondern dass auch die Gleichung „neu vom Schneider maßgefertigt = besonders chic“ aufgehen würde. Aber Herr Beck hatte noch anhand der Mode der dreißiger Jahre seine Ausbildung gemacht und neumodischen Trends schloss er sich nicht an. Der kornblumenblaue Sommermantel, kein Regenmantel, war zu lang für schöne Beine, das Kostüm in beige in der Taille zu kurz für durchaus weibliche Hüften. Lange Hosen, seitlich oder hinten geschlossen, veranlassten einen Lehrer zum Spott: „Hast du heute deine Reithosen an?“ Die neuen Sachen blieben oft im Schrank. Irgendwann bestellte man dann nicht mehr im Osten, sondern kaufte nach Anprobe bei C&A. Und das himmelblaue Ballkleid aus Seidenrips für den Abschlussball der Tanzstunde nähte ausnahmsweise die Mutter.

Ab 13. August 1961 hätten wir Herrn Beck auch nicht mehr erreichen können, denn die DDR verschloss das sogenannte Loch im Eisernen Vorhang und baute Stacheldrahtzaun und Mauer. Zu viele ihrer Bürger hatten über Berlin den Weg nach Westen gesucht und waren in der Bundesrepublik geblieben. Auf unseren Fahrten zu Tante Berta oder zu den Anproben in der Schneiderei war der Hinweg

von West nach Ost immer ohne auffällige Spannung verlaufen. Einzig die ewig lange Brücke über den Schlachthof mit ihrer schmutzigen Verglasung, durch die man nicht nach draußen sehen konnte, störte das Gefühl, einen Ausflug vom Alltag zu machen und vielleicht bald bei Tante Berta das Klavier quälen zu können. Anders der Rückweg: Man hatte zwar die langweilige Brücke über den Zentralviehhof hinter sich, wenn man erst einmal im Zug saß, und fast immer erhielt man gleich einen Sitzplatz. Aber meist sprach kein Mensch. Fast immer kam kurz vor dem Grenzbahnhof eine Streife der Volkspolizei ins Abteil, und die S-Bahn hielt etwas länger als an den anderen Stationen. Wenn die VoPos wieder ausstiegen, hatten sie manchmal noch eine Person bei sich. Dann fragte ich mich, warum derjenige mitgegangen war und wie die Geschichte wohl weiterging. Zwischen Schönhauser Allee (Ost) und Gesundbrunnen (West) atmeten dann wohl einige Mitfahrer auf. Aber sie machten das unauffällig. Die S-Bahn wurde ja von der DDR verwaltet, und niemand wollte prüfen, wie weit deren Arm greifen konnte, um ihn festzuhalten. Etwas Spektakuläres habe ich auf diesen Fahrten nicht erlebt. Beim Abendbrot hatte ich allenfalls liebe Grüße von Tante Berta zu übermitteln – im Osten nichts Neues.

Gudrun Rützel, geboren 1944
in Bielschowitz Kattowitz/Schlesien,
lebt seit 1965 in Freiburg

Diesmal sind wir abgebogen

Ich bin in der Nähe von Hof aufgewachsen, im sogenannten „Zonenrandgebiet“. Also im Westen, aber ganz nahe an der Grenze zur „Zone“ – zur DDR. Für mein Studium bin ich nach Freiburg gekommen und da war Hof gänzlich unbekannt. Die wenigen, die schon mal davon gehört hatten, wussten, dass Hof an der A9 liegt und früher die letzte Station im Westen war, bevor es „rüber“ ging, wenn man nach Berlin wollte.

Ja, „rüberfahren“, das war fast so unmöglich wie rauskommen. Ich selbst war nie in der „echten“ DDR solange es sie noch gab – obwohl ich nur 30 km davon entfernt aufgewachsen bin. Es war immer klar: Da ist geschlossen und das wird auch für immer so bleiben. In diese Richtung ging es einfach nicht. Unsere Familienausflüge führten immer nach Westen oder nach Süden – nie in den Norden und auch nicht in den Osten – denn da war gleich die Tschechoslowakei und die war genauso „zu“.

In meiner Kindheit und Jugend war ich in unserer Pfarrgemeinde sehr engagiert. Ein besonderes Ereignis war da der „Jugendkreuzweg“, der jedes Jahr am Wochenende vor Ostern in ganz Deutschland stattfindet. Bei uns führte der Weg immer an der DDR-Grenze entlang, am Abend, mit Fackeln und man durfte erst ab 14 Jahren mit.



Ostern 1989 war ich also das erste Mal dabei und das war echt aufregend und hat mich damals sehr beeindruckt, an dieser Grenze entlang zu laufen. Manche Häuser auf der anderen Seite waren so nah, dass man den Leuten ins helle Wohnzimmer schauen konnte. Und das da „drüben“ war ja irgendwie auch Deutschland, auch wenn da dieser hohe Zaun war, mit Wachtürmen, Grenzwatchen, Selbstschussanlagen und Hunden.

Als ein halbes Jahr später die Mauer fiel, war ich fast 15 Jahre alt. Ich kann mir kaum ein Ereignis vorstellen, das mich damals mehr überrascht hätte. Ich hatte das Gefühl, dass da etwas passiert, dass eigentlich völlig unmöglich ist. Plötzlich waren unsere Straßen voller Trabis und die Läden voller Menschen die sächsisch ge-

prochen haben – ein Dialekt, den ich vorher noch nie gehört hatte. Erst lag eine verhaltene (man wusste ja nicht, ob das so bleibt!) und dann eine unaufhaltsame, freudige Aufbruchsstimmung über der ganzen Region. (Nach einiger Zeit ist das leider wieder verloren gegangen, aber das ist eine andere Geschichte).

Als kurz vor Ostern 1990 der nächste Jugendkreuzweg stattfand, war ich natürlich mit dabei. Der Weg ging wieder an der Grenze entlang – mit dem Unterschied, dass wir dieses Mal nach Hirschberg, ein Ort im Osten gleich an der Grenze, abgebogen sind. Durch den Zaun, mit Passkontrolle durch einen Soldaten, der ein Gewehr dabei hatte. In der Kirche in Hirschberg haben wir zusammen mit Jugendlichen aus der DDR einen Gottesdienst gefeiert. Das war alles ganz unglaublich. Und ich kann mich an keinen Abend in meiner Jugend erinnern, an dem ich so oft eine Gänsehaut hatte wie an diesem.

Das alles ist jetzt fast schon 30 Jahre her und kaum mehr vorstellbar, dass es damals so war. Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich damals so „nah dran“ war. Für mich ist die Wiedervereinigung noch immer ein ganz konkretes Wunder. Gleichzeitig glaube ich, dass es noch viel zu tun gibt, dass die sogenannte „Wiedervereinigung“ viele Wunden geschlagen hat, dass Ost- und West-Deutsche sich an vielen Stellen noch immer fremd sind. Umso mehr, freue ich mich darüber, hier

meine ganz persönliche Geschichte beitragen zu können.

Vielleicht ein kleiner Puzzlestein, um aus der Mauer endgültig eine Brücke werden zu lassen.

Sonja Sobotta, geboren 1974 in Hof/Saale, Leiterin der Bildungseinrichtung „E+F Beziehung leben“, lebt seit 1995 in Freiburg



Foto: Hanna Klie

Fundstücke

*Die Schüler*innen der neunten Klasse haben zu den gesammelten Fundstücken kleine Begleittexte formuliert.*



Die Flagge der DDR sieht der deutschen Flagge heutzutage sehr ähnlich.



DDR-Mark war die Währung in der DDR. Im Westen wurde sie oft Ostmark genannt.

Ab fünf Mark wurden Geldscheine verwendet, alles darunter waren Münzen.

Zum Beispiel 1 kg Zucker kostete 1,55 Mark.

Wenn man in die DDR einreiste, musste man einen bestimmten Betrag in Westmark in DDR Mark umtauschen. Im Ausland war die Ostmark nicht zu gebrauchen.

Damals befand sich in der Mitte das Staatswappen der Deutschen Demokratischen Republik (der Hammer, der Zirkel und der Ährenkranz).

Für jedes dieser Symbole stehen verschiedene Menschenklassen:

- Der Hammer symbolisiert die sogenannte Arbeiterklasse.
- Der Ährenkranz steht für die Klasse der Bauern.
- Der Zirkel steht für die sogenannte soziale Schicht der Intelligenz (Akademiker).

Als **Volkseigenen Betriebe (VEB)** wurde in der DDR die Industrie- und Dienstleistungsbetriebe bezeichnet, die sich im Staatseigentum befanden. Zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung waren fast alle Industrie- und größeren Dienstleistungsbetriebe Volkseigentum. Nur Handwerker waren häufig noch Privatbetriebe.



Von der vierten bis zur achten Klasse gehörten die Kinder in der DDR der Pionier-Organisation an.

Sie trugen zu feierlichen Anlässen ein **weißes Pionier-Hemd**, das mit dem Namen der Schule bestickt war und ein rotes Halstuch.





DDR Pfingsttreffen der FDJ.
Diese **Briefmarke** erschien in dem
DDR-Jahrgang 1989.
Der Ausgabetag war der 9. Mai.



In der DDR gab es nur eine begrenzte
Menge an **Spielzeug**, jedoch ist
dieses selbst heute noch bei Sammlern
beliebt.

Besonders beliebt war die
Matrjoschka (auf Russisch *Матрёшка*).
Die Matrjoschka kam über Russland
nach Deutschland und somit auch in
die DDR.



Es gibt viele verschiedene **Abzeichen** in der DDR.

Auf den meisten Abzeichen ist die Flagge abgebildet und auf anderen ist das Wappen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Wer das sogenannte „Bonbon“ trug, zeigte seine Zugehörigkeit zur Partei.



Das **Sandmännchen** war und ist bis heute ein absoluter Kinderliebling im Fernsehen, sowohl im Osten als auch im Westen.

Der Sandmann durfte frei reisen, so wie niemand anders. In der DDR war es schwierig zu reisen; höchstens an die Ostsee sowie in die Tschechoslowakei war es den Bürger gestattet. Der Sandmann verstreut Sand in den Augen der Kinder, damit sie müde werden und den Eltern ihren Abend ließen. Kinder gingen ohne den Abendgruß nicht ins Bett. Bis heute schauen die Kinder das alte DDR Sandmännchen.





Evangelisches
Montessori
Schulhaus Freiburg
Gemeinschaftsschule | Realschule

Evangelische
Erwachsenenbildung
Freiburg

Impulse
geben!



Foto: Hanna Klie